

Hans-Joachim Lenger

## **Radiokultur**

*Zum Hintergrundrauschen der Reformen*

*„In den Wort- und Kulturwellen wird Radiokunst gepflegt.“<sup>1</sup>*

Medienpolitik im allgemeinen, Rundfunkpolitik im besonderen kann nicht darin bestehen, ein spezifisches Medium Logiken zu unterwerfen, die anderen Medien entspringen. Unverwechselbar wird ein Medium erst, indem es an die Grenzen der ihm eigenen Möglichkeiten geht, sie verschiebt und anders anordnet. Und unverzichtbar ist es, indem es vorbehaltlos ebenso erforscht wie realisiert, was es aus sich heraus vermag.

Was also vermag das Radio? Was der „öffentlich-rechtliche Rundfunk“? Worin besteht, was noch immer als dessen „Auftrag“ beschworen wird? Oder, um diese Frage zuzuspitzen: worin bestehen seine Aufgaben bei der Verteidigung der Gesellschaft? Denn offensichtlich ist, dass sich diese Gesellschaft mittlerweile in einen permanenten Verteidigungszustand versetzt sieht. Zusehends verwandeln sich die Staaten in bloße Anhängsel ökonomischer Prozesse, die sich ihrem Zugriff entziehen und sie ihrerseits in den fatalen Strudel von „Finanzmärkten“ hineinziehen. Schon kursiert das Wort von einer „Postdemokratie“, wird die Transformation der politischen Systeme in die ebenso sanfte wie unerbittliche Diktatur vermeintlicher Sachzwänge allgegenwärtig.

Den systemischen Frakturen korrespondieren die alltäglichen. Lebenswirklichkeiten. Horizonte der Wahrnehmung, Zeiträume biografischer Entwürfe werden zertrümmert. Soziale Unsicherheiten greifen um sich, und was sich in prekären Formen materieller Lebensbedingungen vollzieht, wiederholt sich mental. Die Depression

---

<sup>1</sup> Konferenz der Gremienvorsitzenden am 27.November 2001: Zum Auftrag des öffentlich-rechtlichen Rundfunks, S.5.

wird zur allgemeinen Befindlichkeit, psychotische Schübe eskalieren; und haltlos, wie sie werden, suchen die Individuen nach Fundierungen und Fundamenten, in denen sie sich noch verankern könnten. Überflüssig zu erwähnen, dass die Affekte, die sich ihrer dabei bemächtigen, demokratischen Tugenden nicht immer nah sind.

Die Verteidigung der Gesellschaft wird deshalb zur ebenso politischen wie kulturellen Aufgabe. Heute ist sie Apparaten konfrontiert, die sich ihrer Strukturen bemächtigen und allenthalben neue Strukturen zu etablieren suchen. Die Bedeutungsver-schiebung, die das Wort von den „Reformen“ erlebte, legt davon Zeugnis ab. Einst – wie trügerisch immer – dem Versprechen einer „Emanzipation“ verschrieben, bezeichnet es heute Techniken, die eine jeweilige Kraft von dem trennen sollen, was sie vermag. So sehr die Rhetorik dieser Reformen von einer Steigerung (etwa der Effizienz) spricht, so sehr zielt sie auf die unausgesetzte Reduktion des Möglichen.

### **Ein Baukasten der Reformen**

So trennt die Arbeitsmarktreform die Arbeitenden von dem, was sie vermögen; die Hochschulreform das akademische Wissen von sich selbst; eine unausgesetzte Rentenreform die Gesellschaft demografisch von ihrer eigenen Produktivität; Gesundheitsreformen die Medizin von dem, was sie könnte, wäre sie nicht dem allmächtigen Diktat von Industrien und Lobbys unterworfen.

Diese Reformen gehorchen einem Regime der Beschränkung, der Minderung und Kanalisierung, das sie umso mechanischer exekutieren, als seine Begriffsarsenale von offener Begrenztheit sind. Das sparsame Wissen der Betriebswirte, das sich zum Regime der Unternehmensberater aufschwang, sucht im Jargon der Effektivitäten, der Synergien, der Transparenzen und des Controlling unter sich zu begreifen, was die Strukturen dieses Wissens indes grenzenlos überfordert. Tatsächlich hat es gar keinen spezifischen Gegenstand. Als Technokraten der Relation, des Ablaufs, der Messbarkeit von Resultaten, von Reichweiten, Wirkungen und der Kontrolle bemächtigen sich die Berater jedes beliebigen Gegenstands, erfassen sie jedwede Institution, jede Struktur, um ihre „Effizienz“ zu definieren und zu „optimieren“. Ihr Wissen weiß nichts bestimmtes, doch umso mehr weiß es alles. Sie sind die wahren Priester der techno-medialen Regimes.

Ihren Diagnosen zufolge lässt sich seit den 80er Jahren „ein kontinuierlicher Wandel von vormals politikdominierenden Begriffen wie Sozialverträglichkeit, Grundversor-

gung oder Verteilungsgerechtigkeit hin zu Konzepten verfolgen, die unter dem Begriff der Ökonomisierung eine Vielzahl von Trends und Entwicklungen versammeln.“<sup>2</sup> Exemplarisch demonstrieren dies dann auch die Reformen, mit denen sie den Rundfunk seit Jahren in nicht endender Folge heimsuchen. Zwar kennt er Reformen, seitdem es ihn gibt. Wohl eine erste erreichte 1932 den Rundfunkpionier Hans Flesch, der das neue Medium zunächst als Theoretiker, Musiker und Künstler geprägt hatte. Erich Scholz, ein hoher Beamter des Innenministeriums, langjähriges NSDAP-Mitglied, unterstellte die Sender im Zuge der Reform unmittelbar den Autoritäten der Regierung.<sup>3</sup> Hier kam noch offene Gewalt zum Zuge. Die Reformen der vergangenen Jahre und Jahrzehnte dagegen bedürfen ihrer kaum noch, um zum Schweigen zu bringen, was Flesch den „Zauber des Radios“ genannt hatte. Die Gesellschaft der Kontrolle, in die der Kapitalismus seit den 70er Jahren eintrat, sucht Techniken offener Disziplinierung zu umgehen. Die Kontrollgesellschaft, die aus ihm hervorging, hat sie durch eine geschmeidige Logik der Formate, der Quoten, des Contents, interner Machttechniken und eines lückenlosen Controlling ersetzt. Tatsächlich ist der Baukasten überschaubar, aus dem sich diese Reformen zusammensetzen.

**Formate.** – Nicht länger bedarf es einer staatlichen Zensur, um „Würde und Sicherheit“ medialer Ordnungen zu gewährleisten. Längst ist an die Stelle der inhaltlichen Zensur ein subtiles und umso wirksameres Reglement der Formen und Formate getreten. Wer heute irgend Zugang zu den Medien hat, darf alles sagen, alles vertreten, alles zur Sprache bringen – vorausgesetzt, es passt sich jenen Formaten ein, denen er sich zuvor unterworfen haben muss. Formate sind das technisch-mediale Apriori alles Sagbaren. Sie schneiden eine Äußerung zu, bevor sie sich äußern lässt. Sie sind die stumme Information, von der mögliches Sprechen instruiert, weil in Form gebracht worden sein muss, um zum Sprechen zugelassen zu werden. Derart informiert, nimmt es selbst Formen und Züge des Formats an.

Die Formatierung schreibt nicht nur vor, wie lang einer sprechen darf. Sie herrscht über die Komplexität, die eine Argumentation annehmen, über die Materialien, auf die sie sich dabei stützen darf, über Gestus und Stimme, in der sie sich vorzutragen

---

<sup>2</sup> Martin Gomolka (Institut für Rundfunkökonomie an der Universität zu Köln): *Content Management im Öffentlich-rechtlichen Rundfunk. Grundlagen, rundfunkökonomische Einordnung und Fallbeispiel*, Arbeitspapiere des Instituts, Heft 194, Köln 2005, S.1.

<sup>3</sup> Ausführlich in: Wolfgang Hagen: *Das Radio. Zur Geschichte und Theorie des Hörfunks – Deutschland/USA*, München: Wilhelm Fink 2005, S.105ff.

hat. Minutiös legt das Format fest, welche Musikformate für welche Dauer das Gesprochene abzulösen haben, um es erneut ins Sprechen übergehen zu lassen. Nicht weniger garantiert das Format als eine störungsfreie Kompatibilität, und nicht von ungefähr ist es die digitale Welt der Computer, der Daten- und Schnittstellenformate, aus der neuerdings der Jargon der Formate wiederkehrt. Hier garantieren Formate nicht nur den bruchlosen Austausch, die reibungslose Verarbeitung von Datenbeständen, sondern auch die Ersetzbarkeit von Geräten, die der CPU als deren Peripherie angeschlossen wurden. Sobald eins ausfällt, ist es durch ein anderes austauschbar; Schnittstellenformate stehen dafür ein. Die Welt der Formate ist die einer unendlichen Modulation des Immergleichen, des selbstverständlich und deshalb gleichgültig Gewordenen.

**Hörererwartung.** – Formate stellen auf eine Hörererwartung ab, über die Einschaltquoten und Umfrageergebnisse Aufschluss geben. Solche Untersuchungen ermitteln, auf welche Reize ein Publikum mit welchen Reaktionen antwortet. In Rastern der Quote wird deren Struktur abgetastet, formalisiert und quantifiziert. Dies allerdings hat seine Voraussetzungen. Wo das Sendeformat sein Regime antritt, setzt es eine Formatierung des Publikums schon voraus.

Einst meinte Marshall McLuhan, im Radio die Stammestrommel archaischer Gesellschaften erneut zu vernehmen.<sup>4</sup> Diese magische Kraft hat es längst verloren, spätestens seit es von neueren medialen Revolutionen überholt wurde. Mittlerweile erlauben Medientechnologien jedem Handy-Besitzer, sein eigener DJ zu werden; Internet-Zugänge lassen ihn, schneller und umfassender als in der stündlichen Nachrichtensendung, auf Informationen zugreifen; Facebook individuiert die Club-Sendung des Hörfunks, Youtube den Fernsehkonsum. Die Zusammenstellung eines Programms wird zusehends zur Privatsache, vor deren technischer Ausstattung das Radio kapitulieren soll, um sich ihrer Logik umso bedingungsloser zu adaptieren.

Tatsächlich erzeugen Medienverbundsysteme bei Lesenden, Hörenden, Sehenden, Sprechenden und Schreibenden unterschiedliche Affekte, Intensitäten und Geschwindigkeiten. Sie werden von jeweiligen Schalttechniken generiert, die zum Zuge kommen. Im gleichen Maß, in dem sich die Eindrücke fragmentarisieren und in unablässigen Schocks und Wellen eintreffen, wird das „Surfen“ zur standardisierten Bewegungsform. Ständig auf dem Sprung, wartet es die nächste Welle ab, auf die

---

<sup>4</sup> vgl. Marshall McLuhan: *Die magischen Kanäle. Understanding Media*, Frankfurt/M.: Fischer 1970, S.189.

es aufsetzen kann, um neue Schocks zu parieren. Solche Affektlagen ermittelt die Einschaltquote. Sie testet die Anteile, die unterschiedliche Medientechnologien im Kampf um Aufmerksamkeit und Körperzustände jeweils errungen haben, um der Marktkonkurrenz die Verbraucher mit neuen Formaten abzujagen. In ihren Quotenerhebungen krümmen sich Medien in sich selbst, schießen sich mit sich selbst kurz.

**Content.** - Dem Format entspricht der „Content“, mit dem das Format gefüllt, die Hörererwartung befriedigt wird. Stets bedarf es eines minimalen Abstands, den das Format zu sich selbst einzuhalten hat, müsste das Programm doch anders in weißes Rauschen übergehen. Diesen Abstand trägt ihm der Content ein. Unverzichtbar, wie er bleibt, macht das Format ihn gleichwohl zur verschwindenden Größe. Zusehends versorgt er den Alltag mit jenem gefälligen Hintergrundrauschen aus Klängen, Signalen und Informationen, das seine Hörer auf allen Wellen gleichermaßen gleiten lässt. Es wird zum akustischen Environment, das sich dem alltäglichen Leben umso lückenloser einschmiegt, je unauffälliger es in ihm wird. Sanft umfängt es dieses Leben mit Klängen und Texten, denen sich als Subtext vorab schon eingeschrieben hat, nach Aufmerksamkeit eigentlich nicht mehr zu verlangen.

Vor Jahren schon stellte eine Reform des NDR-Kulturprogramms deshalb in Aussicht, seine Hörer vom „Zuhörzwang befreien“ zu wollen. In dieser Befreiung vom Hören realisiert sich tatsächlich das aktuelle Versprechen einer definitiven Emanzipation. Nicht mehr gehört werden zu müssen, treibt das Medium erkennbar zwar seiner eigenen Auflösung entgegen. Umso unverdrossener kündigt es an, die Wahrnehmung von sich selbst zu entlasten und in einen Zustand eskalierender Selbstvergessenheit zu versetzen, den es gleichwohl mit „Kultur“ versorgt. Dazu reicht nämlich schon der Effekt. Es genüge, so verhieß es unlängst eine Internet-Werbung von WDR 3, die Buchbesprechung vom Morgen zu hören, um auf der abendlichen Party mitreden zu können. So hatte es den Werbeteilnehmenden nämlich der Hörfunkdirektor souffliert, als er auf Hörer verwies, „die das Radio einschalten, um morgens eine Buchbesprechung zu hören, damit sie abends auf der Party mitreden können – auch wenn sie das Buch selbst gar nicht gelesen haben. Dieses Potential gilt es auszuschöpfen.“<sup>5</sup> So realisiert sich der Content im Medium des Geredes. Mühelos werden die Hörenden auf dem laufenden gehalten, wird ihre Formierung immer neu abgerufen, nachgezeichnet und vertieft.

---

<sup>5</sup> <http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/medien/wdr-hoerfunktirektor-schmitz-wer-nicht-streiten-kann-ist-scheintot-1548375.html> - Abruf am 2.3.2012

Eignet insbesondere elektrischen Medien, einer unhintergehbaren Einsicht McLuhans zufolge, eine traumatische Gewalt, so versetzt der neue Kulturfunk die Traumatisierten in ein Hintergrundrauschen, in Dauerzustände einer Benommenheit, die ihnen ebenso allgegenwärtig wie diffus das Gefühl injizieren soll, gleichwohl auf der Höhe der Zeit zu sein. Derart bewegt sich ihr Radio tatsächlich „näher an den Menschen, näher an den Themen“.

**Interna.** – Ganz so, wie ein Redakteur des WDR einem Autor unlängst mitteilte: „Wir stellen hier Öffentlichkeit her und nicht Wahrheit.“ Das allerdings könnte zur beherzten Parole einer Gegenauflärung avancieren, die auch zum Schlimmsten taugt. An welche Wahrheit sich eine Äußerung adressiert, bleibt einem Content tatsächlich fremd, den das Format präjudiziert. Die „Öffentlichkeit“, die er herstellt, generiert eine Anschlussfähigkeit, die jeden Widerstand inständig minimieren und auf die Einhaltung festgelegter Regelabstände hin trimmen soll. Seinen Nerv findet dies freilich weniger im barschen Kommando, das die Hierarchien von oben her nach unten durchlaufen hätte. Er findet sich im Zuschnitt der techno-medialen Apparate selbst.

Wo deren Content nur noch den Abstand des Formats zu sich selbst anzeigt, verwandeln sich Programmabläufe ins formatierte Prozessieren eines *Content Managements*, das Themen, Archive und Mitarbeiter ins elastische Netzwerk digital gesteuerter Ablaufplanungen einspeist. Unausgesetzt zertrümmert die eine Reform deshalb Strukturen, die von der vorangegangenen eben erst geschaffen worden waren. Die Apparate werden fluidal. Unablässig wechseln redaktionelle Besetzungen und Verantwortlichkeiten, bis eine systemisch gewordenen Anonymität unkenntlich machte, was eine Beschickung von Formaten mit Content noch autorisiert.

Aufgelöst werden so redaktionelle Bindungen, die über Jahre oder gar Jahrzehnte hinweg die Unverwechselbarkeiten eines „Stils“, die Eigenarten einer „Handschrift“ ausbilden könnten. Überall, so die Unternehmensberater, „soll der Annahme, dass sich die Kulturproduktion (und damit auch die Rundfunkproduktion) vorwiegend in Prozessen mit Unikatcharakter vollzieht, die fortschreitende Tendenz zur Standardisierung und Formatierung entgegengestellt werden.“<sup>6</sup> Konsequenterweise wird deshalb zur nachrangigen Größe, wie sehr sich ein Redakteur, eine Redakteurin in die Gegenstände noch vertiefen können, die in ihrer Sendung jeweils verhandelt werden. Genauso kompatibel gemacht wie das Ineinandergreifen der Formate, wird dem

---

<sup>6</sup> Gomolka, ebd., S.12.

Personal abverlangt, universell einsetzbar, austauschbar zu sein und deshalb alles beliebige zu verantworten.

Auch so definiert sich heute „Prekarisierung“. Zusehends schleift sie ein, was einst Sachkenntnis, Sensibilität und Stil, Redaktion oder redaktionelle Verantwortung hieß. Immer weiter von dem entbunden, was sich da verantworten soll, löst sich zuerst die Präsentation einer Sendung von deren redaktioneller Vorarbeit ab. Längst sind es nicht mehr die Redakteure, sondern überall einsetzbare Moderatoren, die ihren Hörern eröffnen, was sogleich zu hören sein wird. Bis in die Oberfläche der Performance hinein wird die Produktion der Sendung so von dem getrennt, was sie in Zirkulation versetzt. Der Prozess verschwindet im Resultat und lässt keine vermittelnde Spur zurück.

Die Einsetzung einer „Planungsredaktion“ schließlich vollendet am anderen Ende der „Wertschöpfungskette“, was sich hier abzeichnet: Sie soll über Themen und Beiträge entscheiden, die ausführenden Redakteuren dann zur Verwirklichung übertragen werden. Deren Verwandlung in Realisatoren des einmal Geplanten schließt ab, was sich als schleichende Agonie des Hörfunks ankündigt. Kein Wunder, dass sie nach einer Kontrolle verlangt, für die Unternehmensberater dann ihre scharfen Instrumente bereitstellen.

**Controlling.** – Deren Regimes der Kontrolle nämlich erstrecken sich nicht nur auf das fertige „Produkt“. Wo Unternehmensberater von Controlling sprechen, fassen sie eine „Systembildung“ und „Systemkopplung“ ins Auge, die jeden Arbeitsgang umgreifen soll. Das Controlling wird zum „funktionsübergreifenden Steuerungsinstrument“, das Entscheidungen vorzeichnet, ohne sich noch legitimieren zu müssen. Es „sorgt dafür, dass ein wirtschaftliches Instrumentarium zur Verfügung steht, das vor allem durch systematische Planung und der damit notwendigen Kontrolle hilft, die aufgestellten Unternehmungsziele zu erreichen. Inhalt der Zielvorhaben können alle quantifizierbaren Werte des Zielsystems sein.“<sup>7</sup>

So schnurren die Zielvorhaben auf quantifizierbare Werte eines Zielsystems zusammen und wirken umso gebieterischer auf Programm oder Technik zurück, um sie der Logik von „Wertschöpfungsketten“ gefügig zu machen, auch wo Mehrwert gar nicht produziert wird. Zensur und Verbote von einst nehmen sich unter solchen Bedingungen wie antiquierte Restbestände oder trübe Reminiszenzen aus. Auf die

---

<sup>7</sup> Peter R. Preißler: *Controlling*. Lehrbuch und Intensivkurs, München: Oldenbourg 2007, S.16.

Höhe der Zeit gehoben, werden ihre Mechanismen ins technologische Gefüge eingelassen, um sie aus der Sache selbst sprechen zu lassen. Was immer sich in publizistischen „Qualitäten“, „Intensitäten“ oder Konstellationen eines Experiments artikulieren könnte, muss zuvor eine Kontrolle passiert haben, die das Gefüge im Innersten schon regiert. So begründen sich erste wie letzte Worte in faktischen Gegebenheiten.

Auf diese Weise schließt sich das technologische System in sich selbst kurz. Sein porenloser Körper atmet ebenso wenig noch wie das Personal, das ihn am Laufen halten soll. Nicht nur, weil ein nicht unbeträchtlicher Teil des Aufwands, den es betreibt, jenen Kontrollabfragen gewidmet sein wird, mit denen das System die Beschäftigten auf Trab hält. Redakteure, Techniker und Autoren werden zur Gänze in ein Machtgefüge versetzt, das sie unablässig abtastet, taxiert, in Kennziffern der Kontrolle verwandelt und einem Regime quantifizierbarer Werte des Zielsystems unterwirft.

## **Radiokultur**

Programmleitungen und Unternehmensberater, Instanzen aus Medientechnokratien und „Wertschöpfungsketten“, die sich derart des Rundfunks bemächtigen wollen, sind insofern im Innersten parasitär. Zwar bringen sie Systeme der Formatierung, des Ablaufs, der Kontrolle und Verwertung hervor. Tatsächlich aber beschränken sie das Medium in seinen Möglichkeiten, um die eignen zu stärken. Sie trennen es von dem, was es vermag. Sie suchen sich seiner Potenzen versichern, doch nur um zu verhindern, dass sie wirksam werden. Mehr noch: Wo die Formate das Experiment des Hörens, wo Quoten das Wagnis der Äußerung unterbinden, wo Contents die Regelabstände von Klang und Stimme normieren und interne Strukturen dem Controlling unterworfen werden, verwandelt sich das Medium zusehends in eine Wüste. Es hört auf, Instanz einer *cultura*, einer Sorge, einer Bestellung und Freistellung zu sein. „Ein Kulturradioprogramm ist nämlich nur dann eine legitime Vermittlerin von Kultur, wenn das Programm im Ganzen praktizierender Teil von ihr selbst wird.“<sup>8</sup>

---

<sup>8</sup> Wolfgang Hagen: „*Vielfältige Angelegenheit*“. *Wie viel und welche Kultur kann der Hörfunk bieten?*, in: epd medien Nr. 10, 10.2.20120, S.24.



**Kultur.** – Wolfgang Hagen, Theoretiker und Praktiker des Rundfunks, hat zwischen vier Weisen der Kultur unterschieden. Er nennt sie die hegende, die normativ-kritische, die vergleichende und die performative. Hegend ist eine Kultur, die sich des Bestands annimmt, der sich in ihr tradiert und fortspinnt. Sie rekurriert auf eine Ordnung des Schreibens, in der Geschriebenes nicht schon in Büchern zirkulierte. Normativ-kritisch, zweitens, ist eine Kultur, die das Bestehende unter Postulate der Emanzipation, in Perspektiven der Veränderbarkeit und Imperativen seiner Veränderung fasst. Sie entsteht im 17. und 18. Jahrhundert im Medium des Buchdrucks: in ihr stellten sich spezifische Formen einer kritisch-normativen Öffentlichkeit her, die bis an die Schwelle des Radios führt. Vergleichend, drittens, ist eine Kultur, die sich multiversal als eine unter anderen zu verstehen beginnt; eine Erfahrung, die dem 19. Jahrhundert aufging. Und performativ schließlich ist eine Kultur, die ihre eigenen Momente wiederholt, umformt und spielerisch-experimentell exponiert, um die eigenen Möglichkeiten und Grenzen zu erforschen und Neuem auszusetzen.

Diese Momente verschachteln sich, und verschachtelt gingen sie auch ins Radio ein, um sich ans Gehör zu wenden und es ins Hören zu versammeln. Das Radio als „Medium der Stimme“ (Hagen) adaptiert deshalb nicht nur; es transformiert. In ihm schreibt sich die Geschichte der Akustik unter Bedingungen einer technisch-medial gewordenen Elektrizität. In eine Kultur eingelassen, die der Funk zugleich hervorbringt, wird er ebenso produktiver Teil dessen, was sich akustisch in ihm spiegelt, wiederholt und verschiebt. Im Radio protokollieren sich Genealogien des Ohrs, die sich in Strukturen der Mobilmachung, des Aufmerkens und seiner Zerstreungen sedimentieren. Nicht gefräßig wie das Auge, eignet dem Ohr eine abstandslose Empfänglichkeit, die nicht an sich hält. Sie setzt sich einem Außen aus, um es im jeweils Innern wiederkehren zu lassen. Dies macht seine Verletzbarkeit wie seine Verführbarkeit aus, die Ambivalenz, mit der es sich einem Flüstern der Nähe ebenso hingibt, wie es sich zu blindem Gehorsam verschwören lässt.

Was Kultur heißt, verändert sich deshalb, wo sie sich diesen Techniken einer Akustik überlässt. Hegung, Kritik, Vergleich und Performativität verschieben sich in technischen Konstellationen des Hörens. Republikanisch ließe sich deshalb sagen: eine Gesellschaft vertraut die Sinnlichkeiten des Gehörs einem Rundfunk an, der als Apparatur auf sie zurückwirkt und dessen Verfassung neu konfiguriert. Damit zugleich aber wird die Kultur dieses Hörens zum umkämpften Schauplatz, auf dem bald offene, bald subtile Konflikte ausgetragen werden. Es geht um die Hegemonie über Wahrnehmungen und Affekte. Zunächst scheinen diese Konflikte nur das Ge-

wesene zu betreffen. Entschieden aber wird darüber, wie sich die vier Dimensionen der Kultur aufeinander beziehen sollen: welche Konstellationen sie eingehen, wie sie ihre Linien tradieren und entwickeln. Eingriffe in „Traditionen“ zum Beispiel sind deshalb nie nur die Entscheidung über Vergangenes, sondern immer auch ein Übergriff auf Künftiges. Beispielsweise gibt es, wie Hagen zeigt, „eine direkte Linie von Kants Beiträgen in den Feuilletons seiner Zeit bis in das Vorabendprogramm von WDR 3 („Resonanzen“), NDR Kultur („Gedanken zur Zeit“), HR („Der Tag“) oder BR („Kulturjournal“).“<sup>9</sup>

Umso mehr fallen Reformen in diese Linien ein, um sie zu unterbrechen, unkenntlich zu machen oder zu verwischen. Bestände greifen sie weniger an, um sie nur als rückständig zu verwerfen. Sie schneiden sie von dem ab, was eine Tradition an Virtualitäten enthält. Insofern entziehen sie auch dem Radio seine eigenen Möglichkeiten und Momente einer möglichen Zukunft. „Sendungen mit dieser großen Tradition der fundamentalen Kulturkritik („Kritisches Tagebuch“, „Texte und Zeichen“ etc.) abzuschaffen, aufzulösen, einzuebnen oder sonst wie unsichtbar zu machen, ist völlig unverständlich. Wo besser als im Radio kann die dekonstruktive Fundamentalkritik der Kultur ihren beißenden Ton entfalten? Warum also dieses Alleinstellungsmerkmal aufgeben?“<sup>10</sup> Beantwortet wird dies allerdings schon in der Frage. Die Welt der Formate duldet keine „Alleinstellungsmerkmale“. Singularitäten, die sich dem Diktat der Austauschbarkeit und Ersetzbarkeit sperren, könnten die Kohärenz der Systeme bedrohen und freisetzen, was dieses Diktat durchbräche und deshalb einer Kultur sogar nahekäme.

**Technik.** – „De-konstruktiv“ jedoch ist bereits, was in den Systemen als Technik zum Zug kommt. Dies gilt zunächst organisatorisch. Emphatisch feiern die Technokratien zwar die Einführung von „Netzwerken“. Zugleich aber widerstreiten sie dem durch gleichlaufende Versuche, Redakteure und Redaktionen sprunghaft von Rechten, Freiheiten und Kreativitäten abzuschneiden, um sie einem minutiösen Controlling zu unterstellen. Offenbar trägt dieser Konflikt systemischen Charakter. Er ist auf eine technische Organisation von Arbeitsabläufen keineswegs beschränkt. Nicht nur berührt er Probleme der „Demokratie“ in den Anstalten, sondern ebenso die „Inhalte“, die sie ausstrahlen. Digitale Netzwerke bergen die Möglichkeit, frei verknüpfbares „Wissen“, wie es unterschiedlichen Medien eignet, potentiell an jedem ihrer

---

<sup>9</sup> Hagen, ebd., S.22.

<sup>10</sup> Hagen, ebd., S.25.

Knotenpunkte aufzurufen, durchzuarbeiten, anders zu montieren oder zu „sampeln“. Darin besteht ihre Virulenz, die unbeherrschbaren wie unvorhersehbaren Wendbarkeiten des akustischen Materials korrespondiert. Tatsächlich generieren sich unter den Bedingungen neuer, digitaler Technologien Sinnlichkeiten, die auch das Radio vor neue Fragen stellen. Sie verlangen nach Verfahren und Performanzen, die dem avancierten Material gerecht werden müssten, das von den medialen Revolutionen freigesetzt wird.

Die Möglichkeiten, die das analoge Radio barg, werden digital noch überboten. Was Hagen die performative Kultur nennt, setzt hier ein. Hörspiel, Feature und Radiokunst eröffnen auch technisch Perspektiven, die sie ebenso erforschen und anders gruppieren. Sie befragen sie wie in einem Laboratorium, in dem sich akustische Kulturen neu konstellieren. Zwar mag überzogen gewesen sein, wenn Marshall McLuhan den Künsten die Aufgabe zuwies, traumatische Wahrnehmungsstrukturen zu antizipieren und „einen unnötigen Schiffbruch der Gesellschaft zu verhindern.“<sup>11</sup> Traditionelle Künste haften an ihren Materialien, Künstler an den Logiken ihrer eigenen Frage. Kaum werden sie einem Gestellungsbefehl der Apparate folgen, deren Gebrechen zu therapieren. Umso mehr aber verlangt die technische Struktur der Institutionen selbst danach, die eigenen medialen Voraussetzungen durchzuarbeiten. Ihre Technik selbst drängt zur Konstruktion von Kulturen des Hörens, die mit Interferenzen, Divergenzen und Konvergenzen medialer Verbundsysteme experimentieren und im Radio neue akustische Sensorien eröffnen. Ein performativer Kulturbegriffs setzt nicht weniger als „die stete Bereitschaft voraus, das Format unserer Kulturprogramme in Teilen oder auch ganz umzustricken.“<sup>12</sup> Deren Strukturen lassen sich nämlich nicht formalisieren; vielmehr sind sie beständig auf der Suche nach neuen Formen, die sie annehmen könnten.

Nie ist eine Medientechnik nämlich bloßes Mittel. Nirgendwo dient sie vorrangig dazu, bestimmte Zwecke zu realisieren. Aller Zweckrationalität vorgeordnet ist das freie Spiel einer Einbildungskraft, deren spezifische Zeitlichkeit schon die Tradition um 1800 als technisch instrumentiert durchschaut hatte. In diesem freien Spiel bestünde „Kultur“; und nicht weniger insistiert in ihm, was dann „Radiokultur“ genannt werden könnte. Sie geht aus zeitlichen Beziehungen hervor.

---

<sup>11</sup> McLuhan, ebd., S.71.

<sup>12</sup> Hagen, ebd., S.25.

**Zeit.** – Tatsächlich sind die Beziehungen von Zeit und Medien alles andere als marginal. Nicht zuletzt wird in ihnen über die jeweilige Verfassung eines Mediums entschieden. Medien nämlich tauchen nicht nur „in“ einer Zeit auf; sie bringen Zeitlichkeiten hervor und wirken ebenso auf die gesellschaftlichen Beziehungen ein, die sie herstellen.

Mittlerweile schrumpften digitale Medientechnologien auf Mikrogröße, wurden Handy, Mikrocomputer oder MP3-Player im Alltag ubiquitär. Zugleich durchziehen sie diesen Alltag mit Geschwindigkeiten, die sich von repräsentativ-formellen Systemen immer weniger einbinden lassen. Registrierte das Journal des 18. Und 19. Jahrhunderts bestenfalls Ereignisse, die sich vor Wochen zutragen, so referiert die Presse bereits das Geschehnis vom Vortag. Rundfunk und Fernsehen reduzieren diese zeitliche Distanz auf wenige Stunden und gehen zur „Live“-Übertragung über, in der sich dann eine „Gesellschaft des Spektakels“ (Debord) feiern wird. Mit dem Internet schließlich zerfällt die Geschichte der „Massenmedien“. Es ersetzt deren zentralisierte Kohärenz durch bewegliche, individuierte Weisen der Aneignung, die sich ungleich schwerer reglementieren lassen und überdies selbst produktiv werden. Blogs, Chatrooms oder „Communities“ verwandeln Konsumenten in potentielle „Produzenten“ von Texten, Klängen, Bildern und Filmen.

Die Vorstellung einer in sich kontinuierlichen, zentralisierten und massenmedial formierten Öffentlichkeit, die freilich immer schon eine Fiktion war, zerfällt. An ihre Stelle tritt ein fragmentiertes Gefüge vielfach verschachtelter, sich durchkreuzender oder überlagernder Öffentlichkeiten, die, technisch instrumentiert, unterschiedliche Zeitlichkeiten hervorbringen und strukturieren. Sie tragen ihre Konflikte um Hegemonie mit allen Mitteln aus, die zu Gebote stehen. Längst ist Aufmerksamkeit nämlich zur ökonomischen Größe geworden, folgt der Kampf um Aufmerksamkeit dem Imperativ, sämtliche Kräfte in einem einzigen Moment in sich zu bündeln, um die Wahrnehmung zu okkupieren. Was Walter Benjamin für die 20er und 30er Jahre als Kultur diagnostizierte, die unausgesetzten Folgen von Schocks unterliegt, bekommt jetzt erst recht durchschlagende Wirkung. Perforiert wird eine Wahrnehmung, die von unausgesetzten Schlägen getroffen und zerrissen wird, in Fragmente zersplittert und ihre Versehrung umso nachhaltiger zu narkotisieren sucht.

In diese Konflikte tritt auch eine „Kultur des Radios“ ein. Will sie nicht kapitulieren, muss sie sich ihrer unverwechselbaren Voraussetzungen versichern, um in Medienkonkurrenzen wirksam zu werden. Sie wird ins Feld führen müssen, was ihre Techniken anderen Medien gegenüber spezifisch auszeichnet. Auf nichts kann sich das

Radio dabei stützen als seine potentielle Vielfalt. Nicht nur generiert es Zeiträume einer technisch instrumentierten Akustik, strukturiert es Ordnungen des Hörens und Gehörs. Ebenso versammelt es andere Medien in sich, die es transformiert, um sie in akustischen Räumen zur Geltung zu bringen. Es nimmt sich der Schrift und des Schreibens an, kultiviert die Mündlichkeit des Wortes, den Wechsel der Stimmen. Es entlässt seine Hörer in die Tiefen der Musik oder setzt sie den überraschenden Wendungen eines Gesprächs aus. Es zeichnet die Geräusche und Klänge auf, die in den Straßen zu vernehmen sind, montiert und verfremdet sie, um ihre Signaturen zu entziffern und wahrnehmbar zu machen. Es experimentiert mit den Möglichkeiten, Klänge zu verfremden, zu subtilisieren oder zu sampeln, um Grenzen des Hörbaren zu befragen. Das Radio ist schon in sich jenes Medienverbundsystem, das sich Kulturen des Hörens verschreibt. Es nimmt die Zeitlichkeiten aller Medien in sich auf, die es in sich durcharbeitet, um ihnen einen neuen Rhythmus zu verleihen. In dieser „Multi-Medialität“ von Zeiten konfiguriert sich eine akustische „Zeit des Radios“.

Dem korrespondieren seine Produktionstechniken im engeren Sinne. Schon Tonverarbeitungsprogramme, die jedem PC-Nutzer zur Verfügung stehen, versammeln in sich Virtualitäten, die alle Möglichkeiten interessierter Laien weit übersteigen. Erst recht verlangen avancierte Studiotekniken ein Wissen, das den erreichten technischen Standards der akustischen Labors gewachsen wäre und sich Zeit geben könnte, sich zu artikulieren. Die Zeit des Radios ist nicht zuletzt die des unausgesetzten Experiments. Es macht deshalb porös, was sich in Grenzziehungen zwischen Technikern, Redakteuren und Autoren institutionell vorschreiben will. Redaktionen müssen sich nicht nur der Gegenstände versichern, derer sie sich im Programm annehmen; sie haben nicht nur zu Fachleuten zu werden, die ihre Themen auf der Höhe der Zeit reflektieren, sondern sich ebenso als technisch versiert zu erweisen. Nur so kann eine Übersetzung ihres Gegenstands in Kulturen des Hörens noch gelingen.

Was einst „Handwerk“ war, rekonstruiert sich als Wissen unter digitalen Bedingungen in anderen Formen. Auch materialiter trägt es dem Radio die Zeit einer Reflexion ein, in der entwickelte Medientechnologien auf sich selbst zurückkommen, um sich über sich selbst aufzuklären. Dies verlangt, was früher „Kreativität“ genannt wurde. Nicht darin, sich dem Diktat einer Präsenz zu unterwerfen, die an „Bildschirm-Plätzen“ hergestellt, an den Empfangsgeräten der Hörenden durchschlagend realisiert würde, kann eine Radiokultur ihre Perspektiven finden. Zeitlichkeiten

anderer Medien hat sie sich zwar auszusetzen, in sie hat sie einzutauchen, doch nur, um Widerstand zu leisten. Dieser Widerstand ist der einer Durcharbeitung. Er widerstreitet Imperativen einer Präsenz, deren Wahrnehmung von Signalgewalten unausgesetzt getroffen und traumatisch durchschlagen würde.

Tatsächlich ist eine solche Wahrnehmung nämlich nicht einmal „gegenwärtig“. Sie fragmentiert sich, sie löst sich in Partikel auf und treibt auseinander. Diesen Fluchtbahnen hätte eine Kultur des Radios zu folgen, um ihre räumlichen und zeitlichen Streuungen, ihre Ungleichzeitigkeiten und Vielheiten aufzuzeichnen und neu zu montieren. Dies erst könnte nämlich bestimmbarer machen, was „Gegenwart“ heißt. Denn Gegenwart ist nicht Präsenz. Viel eher ist sie Differenz, Aufschub, Dauer.

**Gesellschaft.** – Seltsamerweise, so notiert Wolfgang Hagen, habe die Vervielfachung von Hörfunkangeboten einerseits, die eskalierende Medienkommunikation durch Handy oder MP3-Player andererseits bei den Radionutzern „die Toleranz gegenüber Unerwartetem gemindert und den konformistischen Hang zu selbstähnlich gestalteten ‚Bekanntheiten‘ gesteigert.“<sup>13</sup> Dem Hinweis wäre nachzugehen nicht nur, weil er Fragen des Radios betrifft. Er dürfte eine gesellschaftliche Verfassung von Lebenswirklichkeiten, Affektlagen und Wahrnehmungsweisen betreffen, die über Medienprobleme im engeren Sinn hinausgehen. Zwischen Traumatisierungen und einer Narkotisierung in Selbstähnlichkeiten schwankend, die diese Traumata mildern sollen, wiederholt sich im Medium der Wahrnehmung, was gesellschaftliche Wirklichkeiten ihr eintragen. Daran allerdings müssten sich Begriffe einer Radiokultur heute schärfen, um „gegenwärtig“ genannt werden zu können.

Medientechnologisch gestützt, amalgamieren die Kontrollgesellschaften, zu denen der neueste Kapitalismus mutierte, Ströme von Kapital, Geld und Information, um dessen techno-ökonomischen Regimes neu zu formieren. Solche Regimes artikulieren sich nicht zuletzt in Imperativen einer „Echtzeit“, die seither alle umlaufenden Begriffe von „Aktualität“ inspirierten. In ihr greifen neue Usurpationen von Raum und Zeit Platz.<sup>14</sup> Abrufbarkeit, allgegenwärtige Mobilisierbarkeit, unausgesetzte Präsenz und die Bereitschaft zu bedingungsloser Anpassung an wechselnde Lagen werden zu ersten Tugenden. Volle Einsatzbereitschaft muss für alles bereitstehen, was gerade so los ist. Ohne noch zögern zu dürfen, müssen die Körper jederzeit auf dem

---

<sup>13</sup> Hagen, ebd., S.25.

<sup>14</sup> vgl. Hans-Joachim Lenger / Michaela Ott / Sarah Speck / Harald Strauß (Hg.): *Virtualität und Kontrolle*, Hamburg: Textem 2010.

Sprung sein. Die Wahrnehmung wird auf beständige Abfragbarkeit, auf die reflexhafte Disposition hin dressiert, den Signalen Gefolgschaft zu leisten, die auf sie einstürzen. Mediale Mikrotechnologien, die in den Alltag eindringen, teilen unausgesetzt Reize aus, die ihre Adressaten bis in die Affekte hinein konditionieren. Die Befehlsketten jedoch sind nicht länger hierarchisch geordnet. Sie fassen die Unterworfenen in fluidale Netzwerke ein, die in alle Poren des Alltagslebens, alle Lücken der Wahrnehmung eindringen, um sie noch weiter zu partikularisieren.

Dies aber zerrüttet auch deren Horizonte. Das Sensorium der Gesellschaft verelendet ebenso wie das der einzelnen. Nicht erst die Wahrnehmung, die Gesellschaft selbst sieht sich in eine Art permanenten Verteidigungszustand versetzt. In Schemata von Reiz und Reaktion eingelassen, minimieren sich die Fristen, in denen Selbstwahrnehmung und Aufmerksamkeit der Individuen noch bei sich wäre. Kaum noch lässt sich eine Zeitung lesen, wo den Lesenden die Konzentration mangelt, kaum können selbst Studierende noch einem Text folgen, der den Umfang einer halben Seite übersteigt. Depressionen greifen um sich, psychotische Schübe eskalieren. Die Flucht in „selbstähnlich gestaltete Bekanntheiten“ tritt an die Stelle dessen, was Horizonte der Wahrnehmung einst hatten freimachen sollen. Sprunghaft wird einer Gesellschaft die Möglichkeit entzogen, sich zu reflektieren, zu verständigen und zu äußern. Was neuerdings zu Diskussionen über eine „Postdemokratie“ veranlasst, findet hier seine Voraussetzungen im Alltag.

An solche Ordnungen appellieren, wie vermittelt immer, nicht zuletzt die unausgesetzten Reformanstrengungen, denen auch formelle Medien wie das Radio seither unterworfen werden. Begriffslos zwar, doch nicht weniger kalkuliert sollen sich bis in die „öffentlich-rechtlichen Anstalten“ hinein jene Signalketten verlängern, mit denen das gesellschaftliche Gefüge durchzogen wird, um es zum Appell rufen zu können. Mit drohendem Unterton wollen die Unternehmensberater, die Technokraten der Reform, die Priester der Effizienz den Betroffenen einreden, ewig gestrig oder gar aus der Welt gefallen sei, wer sich ihrem Präsenzdictat widersetzt. Ingrimig bestehen sie auf einer Linearität von Zeitbegriffen, die jene des Controlling sind.

**Widerstand.** – Keine Macht aber, so zeigt Foucault, wenn sie nicht auf Kräfte reagieren würde, die ihr vorausgehen; keine Macht also „ohne Widerstand, ohne Ausweg oder Flucht, ohne möglichen Umschwung. Jede Machtbeziehung impliziert also

zumindest virtuell eine Kampfstrategie, auch wenn die Machtbeziehungen dadurch nicht ihre Besonderheit verlieren und identisch mit diesen Strategien würden.“<sup>15</sup>

Dies gilt nicht weniger für Konflikte, die um die Medien und in den Medien ausgetragen werden. Medien folgen Logiken, die mit denen techno-ökonomischer Interessen nicht schon zusammenfallen. Wo Techniken ins Spiel kommen, bergen sie einen Eigensinn, der sich ihrem Kalkül auch entzieht. Wie überall, so besteht die Logik der Reformen deshalb nicht zuletzt darin, das Radio von seinen eigenen Möglichkeiten zu trennen, ihm zu entziehen, was es vermag, kulturell wie technisch. Sie sollen unter Kontrolle bringen, was es virtuell in sich enthält. Eine Verteidigung der Vielfalt dieses Radios ist deshalb nicht nur die eines Mediums, das um seine eigene Bestimmtheit gebracht würde. Der Konflikt wird um technisch instrumentierte Sphären der Gesellschaft ausgetragen, die kulturellen Charakter tragen.

Öffentlich-rechtlichen Programmen war in den ersten Jahrzehnten der Bundesrepublik eine eminente Rolle zugefallen. Sie mussten zu Bedingungen beitragen, unter denen in einer faschistisch zerstörten Gesellschaft Elemente eines demokratischen Denkens erst aufgehen konnten.

Nicht zuletzt aber wurde der Begriff des „Öffentlichen“ ebenso problematisch wie der des „Rechts“, der wie immer fragil auf Probleme einer Gerechtigkeit rekurriert. Sie jedoch sind umstritten, und zwar umso mehr, als die Gesellschaft zusehends in einen Zustand tiefer Zerrissenheiten eintritt. Keine homogenisierte Öffentlichkeit wird sich noch finden lassen, die in gegenwärtige Konflikte um formelle Medien politisch intervenieren würde. Ebenso wenig greifen rechtliche Bestimmungen, wo es um eine Formatierung öffentlicher Medien geht. Und längst scheinen die politischen Apparate von Problemen absorbiert zu werden, die ihren Selbsterhalt und ihre Legitimation betreffen. Die Verteidigung des Rundfunks wird zusehends zur Aufgabe der Gesellschaft selbst; sie fällt, zumindest in Segmenten, mit ihrer Selbstverteidigung zusammen.

---

<sup>15</sup> Michel Foucault: *Subjekt und Macht*, in: ders.: Schriften 4, Frankfurt/M.: Suhrkamp, 2005, S. 292.